

THEMEN: FORSCHUNGSSTUDIE ZU FÖRDERPROGRAMMEN FSJ KULTUR MUSIKVERMITTLUNG »CHINA TIME« & KALLIGRAFIE BEILAGE ZUR WAHL AUSGABE 4/14

Editorial – zur Wahl



Foto: Mauricio Bustamante

Alle wissen es: Kinder und Jugendliche leben nicht nur von Mathe allein. In der LAG sind über 60 Institutionen, Einrichtungen sowie freie Künstlerinnen und Künstler zusammengeschlossen, die jungen Menschen all das zeigen, was sonst noch zum Leben dazugehört: tanzen, schauspielern, malen, bildhauen, musizieren, gucken, hören, fühlen, staunen, gestalten, aus sich herausgehen oder in sich aufnehmen. All das sind Fähigkeiten und Fertigkeiten, die wir in unserer Menschheitsentwicklung schon lange vor Dreisatz und Grammatik erlernt haben – weil sie ein grundlegendes Bedürfnis darstellen, welches allen Menschen gemein ist.

Und alle wissen ebenso, dass Hamburg nicht nur von Hafen, Industrie und Handel lebt. Hamburg ist auch die Stadt der Kreativen: Agenturen, Künstler, Designerinnen, Produzenten, Musikerinnen, Journalisten leben und arbeiten hier. Hamburg ist die Stadt großer Bühnen für Sprech- und Musiktheater, großer Orchester und berühmter Konzert-

säle, Festivals, Clubs und einer lebendigen freien Szene. Aber Hamburg ist auch eine Stadt, die sich Gedanken über ihre Zukunft und ihren Nachwuchs machen muss. Eine Zukunft, in der das Potenzial unserer Kinder eine große Rolle spielen wird. Und damit sind alle Kinder gemeint, unabhängig von ihrer Herkunft und Vorbildung. Es wäre jedoch verkehrt, die Jungen einzig in ihrer Funktion als zukünftige Zahler unserer Rentenrechnung zu sehen. Sie werden auch die Bewahrerinnen und Bewahrer unserer demokratischen Werte und die Gestaltungskraft für eine sich verändernde Gesellschaft sein. Daher brauchen sie Selbstbewusstsein, Kreativität, die Möglichkeit sich auszudrücken.

Trotz aller Bemühungen von Education-Projekten, Künstlerinnen und Künstlern aller Sparten, einer engagierten Kultur- und Schulbehörde – es knirscht allenthalben. Um das Angebot zu sichern und vielleicht sogar auszubauen, müssen nach der Wahl zusätzliche Haushaltsmittel für die Kinder- und Jugendkultur bereitgestellt werden.

Nun stehen die Wahlen an und die LAG nimmt sich zum wiederholten Male vor, alle Parteien daran zu erinnern, welche Potenziale bei Kindern und Jugendlichen geweckt werden können. Der gesellschaftliche Wandel hat zur Einführung der verschiedenen Formen von Ganztagschule geführt. Jetzt müssen wir von Anfang an daran erinnern, dass Lernen in der Schule Lernen fürs Leben bedeutet – und dass daher Schule sich öffnen und in eben diesem Bewusstsein agieren muss:

Kinder und Jugendliche leben nicht nur von Mathe allein!

*Annika Schmitz, Markus Menke und Stephan von Löwis of Menar
(geschäftsführender Vorstand der Landesarbeitsgemeinschaft)*



Herausgeber:
Landesarbeitsgemeinschaft
Kinder- und Jugendkultur e.V.

www.kinderundjugendkultur.info
Wilhelm-Strauß-Weg 2, 21109 Hamburg
Telefon 0 40-180 180 44

Redaktionsleitung: Dr. Petra Schilling
Layout: KIX, Stephan v. Löwis of Menar

Lob, Tadel, Leserbriefe und Bestellung der Online-Ausgabe des Infos bitte an:
info@kinderundjugendkultur.info

Erscheint vierteljährlich
Auflage 2500

Der Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe ist am 1. Februar 2015.

Gefördert von der Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg

Kulturelle Bildung und Schule

Schule muss man lernen ...



Foto: BKJ

... eine neue Weiterbildung will Kunst- und Kulturschaffende fit für den Schulbetrieb machen

Im nächsten Jahr soll es losgehen: Im März fällt der Startschuss für den ersten Jahrgang einer neu entwickelten Weiterbildung für Kunst- und Kulturschaffende, die ihre künstlerischen Angebote in den schulischen Kontext einbringen wollen – für den berufsbegleitend angelegten »Kompetenzkurs Kultur – Bildung – Kooperation«. Hier soll den Akteuren der freien Szene der Zugang zum »System Schule« erleichtert werden: Neben klassischer Wissensvermittlung werden auch Praxiserfahrungen, Coaching und Beratung auf dem Lehrplan des einjährigen Qualifizierungskurses stehen.

Aktuell sind die Organisatorinnen und Organisatoren noch dabei, die Bedarfe der angesprochenen Gruppen (etwa von Kunstschaffenden und Schulleitungen wie von Fachkräften aus dem Feld »Koordination von Bildungslandschaften«) zu ermitteln. Das Ziel der Befragung ist klar: Am Ende – bzw. am Anfang – soll ein möglichst Angebot entwickelt sein.

Dabei hat Michael Heber, der den »Kompetenzkurs« als Projektleiter betreut, gewichtige institutionelle Unterstützung: Neben der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung (BKJ) – Hebers Arbeitgeber – sind auch die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) und ein Forschungsteam der Universität Oldenburg mit an Bord. Und die Finanzierung über vier Jahre durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung ist ebenfalls bereits gesichert.

Zielgruppe und Fachleute arbeiten zusammen am »Lehrplan«

Parallel zur Drucklegung dieses Textes treffen Anfang Dezember in Berlin zahlreiche Expertinnen und Experten der kulturellen Bildungspraxis, -forschung und -administration auf einem Kolloquium zusammen, um dort gemeinsam die Ergebnisse der Bedarfsabfrage auszuwerten und ein Curriculum für den ersten »Kompetenzkurs«-Jahrgang zu entwerfen.

Dieses Profil soll bis Ende des Jahres stehen, sagt Heber. Doch zum Glück, so führt der Projektleiter weiter aus, muss das Planungsteam

hier ja nicht bei Null beginnen: »Wir können auf wirklich wertvolle Vorarbeiten zurückgreifen, wie beispielsweise auf die WOW-Studie des Berufsverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler [BBK: »WOW – Kunst für Kids«] oder auf die reichen Erfahrungen der DKJS in den Bereichen »Bildungslandschaften« und »Ganztag«.

Doch eines steht jetzt schon fest: Dass Konzeption und Programm der Weiterbildung zu ihrem Beginn im kommenden März nicht »fertig« sein werden. Und das ist auch gar nicht gewollt.

Denn der Kurs ist als Forschungsprojekt nach dem Prinzip »work in progress« angelegt: Die Erfahrungen aller Beteiligten werden in Form von Zwischenergebnissen parallel zur Durchführung abgefragt – und dann in ziemlich genau einem Jahr unter anderem auf einem zweiten Expertinnen- und Expertenkolloquium in die Über-

arbeitung von Kurskonzept und Curriculum einfließen.

Perspektiven für die Zeit danach

Geplant und abgesichert ist das Forschungsprojekt »Kompetenzkurs« zunächst bis Ende des Jahres 2017. Doch die Ideen weisen deutlich über diesen kalendarischen Endpunkt hinaus: »Wir wünschen uns, dass die von uns in den kommenden Jahren entwickelte berufliche Weiterbildung für Kunst- und Kulturschaffende im Anschluss an den Forschungszeitraum eine Verstetigung erfährt.«

Das wäre gut und wichtig. Im Dialog zwischen freier Kunst- und Kulturszene auf der einen und der Institution Schule auf der anderen Seite ist noch viel an Vermittlungsarbeit zu leisten. Vielleicht richtet sich die Weiterbildung dann ja am Ende auch an beide Seiten – und hilft so, den Austausch auf Augenhöhe zu befördern. Bei einer nur einseitigen Annäherung – im ärgsten Fall bei einer Assimilation – der freien Szene an die Schule ginge viel verloren. Dies läge sicher nicht im Interesse einer Vision für eine kreative Ganztagschulentwicklung.

Petra Schilling

Infos: www.bkj.de/kompetenzkurs.html

Willkommen in der LAG: Lukulule e.V.

»Wir wollen, dass du glücklich bist!«

Lukulule ist eigentlich ein Kunstwort, zusammengesetzt aus den Anfangsilben mehrerer Wörter. Wäre es ein richtiges Wort, könnte es frei übersetzt vielleicht so etwas wie ›Gemeinschaft ist wichtig‹ heißen. Denn das trifft auf das Projekt, in dem seit 15 Jahren Kinder und Jugendliche Musik machen, tanzen, schreiben und ihre eigenen Musiktheaterwerke und Märchenstücke auf die Bühne stellen, unbedingt zu – bei Lukulule ist niemand allein. Und des Rätsels Lösung vorneweg: **Lust** an **Kunst** und **Lust** am **Leben** sind die Worte, die hinter Lukulule stecken.

Alles begann 1999 im Schanzenpark. Immer sonntags trafen sich im Norwegensaal des Kulturhauses SternChance an der Schröderstiftstraße Kinder aus dem Viertel mit einer Handvoll Erwachsenen, um gemeinsam zu singen. Aus dem offenen Chorprojekt (›Humanity Private House‹ nannte sich das Treffen) mit zunächst 10 Kindern wurde schnell eine Gruppe von 20, dann 30 Kindern. Schließlich waren es gut 50 kleine Sängerinnen und Sänger, die obendrein Theater spielen und tanzen wollten, sodass die Initiatorin Andrea Garroth 2004 mit Gleichgesinnten den Verein Lukulule e.V. gründete. Eine feste Bleibe mit Proberäumen für Chor und Platz für viel Bewegung fand der Verein 2006 in der Heinrichstraße im Schanzenviertel – unterstützt von der BürgerStiftung Hamburg (später kamen dann die Nordmetall-Stiftung und die Hermann Reemtsma Stiftung hinzu). Die ersten großen Stücke entstanden, das erste große selbst geschriebene Musiktheaterstück »Hafenengel« hatte im Dezember 2005 Uraufführung auf Kampnagel. Vom Wohnzimmer-Unternehmen der ersten Jahre zur Lebensschule für alle Kinder im Viertel, die Spaß an Kunst haben – Lukulule steht auch für eine besondere Erfolgsgeschichte. Und die kommt bei den Kindern gut an. Genauso wie die Devise des Vereins: Kinder stark machen fürs Leben. Bis heute stammen viele von ihnen aus sozial schwachen Familien, bei vielen ist die Muttersprache der Eltern nicht Deutsch.

2012 gab es erstmals schlechte Nachrichten: Dem Verein wurden die Räume gekündigt. Und gleich darauf die gute Nachricht: Lukulule wird nicht geschlossen, sondern zieht um. Gleich nach den Winterferien 2012/13 ging es weiter, in neuen Räumen, in einer eigenen ›Etage‹.

Dort, wo seitdem getanzt und musiziert wird, haben sich früher Bahnarbeiter umgezogen – im ersten Stock einer Halle, direkt an den Gleisen, im Försterweg 119a in Eimsbüttel. Hier haben die Kids von Lukulule seit Januar 2013 ihr neues Kreativ-Zuhause. 2012 wurde der 1. Stock der 200 Quadratmeter großen Halle, in dem auch andere Musiker mit ihren Probenräumen untergebracht sind, eigens für die Bedürfnisse von Lukulule umgebaut. Es entstanden Musik-, Tanz- und Aufnahmestudios.

Rund 100 Kinder und Jugendliche gehören heute zum festen Kreis, bilden sozusagen das große Lukulule-Ensemble. Sie kommen jede Woche hierher, treffen sich zum Breakdancen, Hip Hoppen und Gospelsingen, entwickeln in Schreibwerkstätten ihre eigenen Texte oder nehmen an einem der Jahresprojekte teil. Die meisten sind dem Verein seit vielen Jahren treu, wachsen mit und in Lukulule auf. Kein Wunder: Denn hier sind alle untereinander und füreinander da, und der Verein ist vielen so etwas wie eine zweite Familie. »Unser Fokus lag zwar von Anfang an auf der Kunst und nicht auf sozialpädagogischer Arbeit«, sagt Gardy Stein-Kanjora, die bei Lukulule seit einigen Jahren das Organisationsbüro leitet. »Aber viele Probleme, mit denen die Kinder hierher kommen, werden von der Gruppe natürlich trotz-

dem aufgefangen.« Was hilft ist Wertschätzung. Und die bekommen hier alle für das, was sie probieren – jedes Potenzial wird gefördert. Wer kommt, darf seine ganz persönlichen Themen mitbringen, daraus Texte machen oder einen Song. Die Kinder merken, dass sie nicht allein sind, denn so verschieden sind ihre Sorgen und Träume am Ende gar nicht. Immer geht es um Liebe, um Anerkennung, Freundschaft, Streit und Wut, manchmal auch um Probleme mit Eltern, Drogen, Sexualität. Der eigene Alltag wird zum Material fürs künstlerische Arbeiten. »Musik ist, was das Leben schöner macht«, singen die Elbelfenkinder in dem selbst geschriebenen Musikmärchen »Malunja und die Zaubergerige« (eine Lukulule-Produktion von 2010). Das klingt wie ein Versprechen, an das sich die Kids auch halten, wenn sie ihre bunten Bühnenkostüme längst ausgezogen haben. »Wir wollen, dass du glücklich bist«, singen sie weiter. »Und wenn du einmal traurig bist, dann kommen wir zu dir.«

Wer einen Eindruck von der Arbeit bei Lukulule gewinnen möchte, sollte Anfang 2015 das nächste Jahresprojekt nicht verpassen: »12 Yards – 12 Wege, ein Ziel« heißt das Musiktheaterstück, an dem gerade fieberhaft gearbeitet wird. Alle Infos dazu und zu den verschiedenen Kursangeboten gibt es unter: www.lukulule.de. *Stephanie Schiller*



»One day on a Soul Train« – Foto: Christopher Masch

Eine aktuelle Studie beleuchtet die Förderpraxis bei Kulturprojekten



Foto: Lars Kaempf

Förderung von Modellprojekten kultureller Bildung zwischen Anspruch und Wirklichkeit – ein aktuelles Forschungsprojekt gibt Auskunft:

In Deutschland fördert eine Vielzahl von öffentlichen wie zivilgesellschaftlichen Stellen Projekte, Programme und Aktivitäten im Bereich kultureller Bildung. In der Förderpraxis ist meist die Rede von Begriffen wie ›Innovation‹, ›Partizipation‹, ›Migration‹, ›Kooperation‹; darüber hinaus sollen die Vorhaben möglichst nachhaltig wirken und sich dabei in einem begrenzten finanziellen und zeitlichen Rahmen bewegen.

In dem Forschungsprojekt zur »Förderung von Modellprojekten kultureller Bildung« ging es darum, die normativen Ansprüche an kulturelle Bildung, wie sie sich in Förderprogrammen und -strukturen darstellen, mit dem zu vergleichen, was dann in der Praxis zwischen Konzeptionierung, Umsetzung und Abrechnung passiert.

In diesem Sinne ging es nicht wie sonst üblich um die Beforschung von Prozessen und Ergebnissen der einzelnen geförderten Projekte und Programme, sondern vielmehr darum herauszufinden, wie die Umsetzung von geförderten Vorhaben von politisch-administrativer Seite unterstützt wird bzw. wo es welchen Verbesserungs- oder Entscheidungsbedarf bei der politischen Steuerung gibt.

Das Projekt »Förderung von Modellprojekten kultureller Bildung« geht zurück auf eine Initiative der Bundesakademie für Kulturelle Bildung Wolfenbüttel und von EDUCULT, für die die Staatsministerin für Kultur und Medi-

en sowie die Bundesländer Baden-Württemberg, Niedersachsen und Sachsen mit ihren jeweils für Kultur bzw. Kunst zuständigen Ministerien gewonnen werden konnten. Die Bundesakademie für Kulturelle Bildung Wolfenbüttel war in Kooperation mit dem Team von EDUCULT – einem Forschungsinstitut mit Sitz in Wien – verantwortlich für die Durchführung der Studie.

Über Fallstudien vor Ort bei geförderten Institutionen und Initiativen zwischen Görlitz und Karlsruhe, Oldenburg und Dresden (um nur einige der Orte zu nennen), telefonische Interviews, Round-Table-Diskussionen und Workshops mit den zuständigen Verwaltungsbeamtinnen und -beamten konnten wir einen intensiven Einblick in vier unterschiedliche Förderkontexte gewinnen. Sehr deutlich wurde dabei die Vielfalt, die die kulturelle Bildung kennzeichnet – allerdings nicht nur (wie allgemein bekannt) in der praktischen Umsetzung, sondern auch bereits in den sie ermöglichenden Programmen, Maßnahmen und den zugehörigen Verfahren.

Unterschiede in den Verfahren und die hieraus resultierenden Konsequenzen

Im Folgenden sollen wesentliche charakteristische Unterschiede kurz dargestellt werden: Bei der Förderung des Bundes und des Landes Baden-Württemberg im Bereich kulturelle Bildung handelt es sich um klassische Projekteinreichungsverfahren. Im Fall des untersuchten ›Innovationsfonds Kunst‹ des Landes Baden-Württemberg entscheidet eine Jury, bei der bundesweiten ›Förderung von Modellprojekten kultureller Vermittlung‹ die Bundesbeauftragte und ihre Behörde über die Förderung. Prinzipiell sind diese Einreichungen breit zugänglich und die befragten Einreichenden fühlten sich von den zuständigen Beamtinnen und Beamten vor allem bei administrativen Fragen gut beraten. Allerdings ermöglichen Entscheidungen, die eine Jury bzw. eine Behörde trifft, keine inhaltliche Diskussion mit den Einreichenden.

Die Länder Sachsen und Niedersachsen haben demgegenüber komplexere Verfahren entwickelt. In Sachsen – einem Land mit einer stark dezentral organisierten Kulturförderung – fällt der jeweils zustän-

dige Kulturraum eine fachliche und politische Vorentscheidung über Projekte, die im Rahmen der ›Förderrichtlinie Kulturelle Bildung‹ eingereicht werden. Dabei ist die zuständige Bildungsagentur einzubeziehen, wenn Schulen in das Projekt involviert sind. Die letzte Entscheidung liegt beim Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst.

In Niedersachsen sind die beiden untersuchten Förderprogramme ›Wir machen die Musik!‹ und ›Kunstschule 2020‹ im Rahmen partizipativer Verfahren und damit bedarfsorientiert mit den jeweiligen Landesverbänden – dem Landesverband der Kunstschulen und dem Landesverband niedersächsischer Musikschulen entwickelt worden. Nachteile sind in Sachsen der zeitlich lange Vorlauf zur Entscheidungsfindung, beim niedersächsischen Modell die Exklusivität, die sich aus dem Zuschnitt der Programme auf die Bedürfnisse von gut organisierten Verbänden ergibt.

Für die einzelnen Ansätze hat das Forschungsteam aus der Analyse des Materials sehr spezifische Empfehlungen für die jeweiligen Förderkontexte entwickelt, die im Bericht dargestellt sind. Von den Gesprächspartnerinnen und -partnern aus der Praxis kommt der naheliegende Wunsch nach »mehr« – Zeit, Geld, Einreichmöglichkeiten. Darüber hinaus geht es ihnen vor allem um Verbesserungen im Verfahrensablauf, um den Aufwand für Akquise und Administration möglichst gering zu halten. Hier zeigt sich die besondere Bedeutung von haushaltsrechtlichen Bestimmungen für die Umsetzung von Projekten.

Zur Programmatik – oder über den Entscheidungsbedarf in Spannungsfeldern

Insgesamt hat somit jedes der vorgestellten Verfahren Vor- und Nachteile. Kein Fördermodell ist optimal und für alle Bedürfnisse passend. Vielmehr liegt eine der Problematiken darin, dass die Programme in ihrem Wunsch, möglichst vielen Zielen zuzuarbeiten, viele Spannungsfelder aufmachen und damit manche Widersprüche in ihrer jeweiligen Programmatik mittragen. Dies führt zur Diskussion der Frage, ob diese Widersprüche bislang seitens der Politik und Administration genügend reflektiert werden oder ob

Bericht aus der Forschung

die Programmatiken nicht teilweise einfach unreflektiert politische wie gesellschaftliche Trends weiterführen.

Fast floskelhaft erscheint die gleichzeitige Verwendung von Begriffen wie ›Innovation und Strukturbildung‹, ›Partizipation und Klarheit in den Zielen und im Ablauf‹, ›Verbreiterung der kulturellen Teilhabe und vertiefte Auseinandersetzung mit Kultur und Kunst‹, ›Profilierung als einzelne Einrichtung oder Kooperation mit Partnern‹.

Widmen wir uns dem Spannungsverhältnis zwischen einem innovativen und einem strukturbildenden Anspruch: Während Ersterer drauf ausgerichtet ist, etwas Neues in die Welt zu setzen, möchte Letzterer Zuständigkeiten, Regeln und Verfahren festlegen, die eine überpersonelle, institutionelle Verbindlichkeit schaffen und auf diese Weise Sicherheit und Kontinuität erreichen sollen. Entsprechend gilt es zu entscheiden, ob auf innovative Weise bestehende Strukturen infrage gestellt, vielleicht sogar überwunden oder abgeschafft werden sollen oder ob es um eine Festigung und Vertiefung eben dieser geht. Beides gleichzeitig zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Eine diesbezügliche Entscheidung scheint aktuell vor allem deshalb von besonderer Bedeutung, als gerade in Zeiten der Krise traditionelle Strukturen zunehmend defensiven Charakter annehmen und sich Neues vermehrt in informellen, oft nur kurzlebigen Netzwerken abspielt. Diese Entwicklung stellt ein bisheriges Selbstverständnis infrage, wonach sich eine kultur- bzw. bildungspolitische Absicht erst dann als erfolgreich erweist, wenn sie in institutionelle Strukturen gegossen werden kann. Auch die Frage danach, ob die Aktivitäten in erster Linie eine Verbreiterung der Zielgruppen erreichen oder bereits Involvierten eine Vertiefung der Auseinandersetzung mit Kunst ermöglichen wollen, sollte geklärt werden. Liegt es doch auf der Hand, dass je nach Entscheidung unterschiedliche Zugangsweisen und Methoden nötig sind.

Geht es bei den Vorhaben in erster Linie um die Erreichung klar definierter Ziele? Oder sollen möglichst offene Experimentierräume geschaffen werden, die den Teilnehmenden die Partizipation an ergebnisoffenen Prozes-



Foto: Robert Meyer/Photocase.com

sen ermöglicht? Werden nachweisbare Belege der Zielerreichung gefordert oder wird auch im Scheitern Lernpotenzial gesehen, dem Raum gegeben werden kann?

Als eine weitere Grundsatzfrage erweist sich immer wieder auch das Verhältnis zu den unmittelbar Involvierten: Besteht seitens der Fördergeldgeber Vertrauen in die handelnden Personen, werden ihre Erfahrungen und die damit verbundene Expertise ernst genommen? Welche Form der Kontrolle durch Behörden in welcher Phase ist notwendig, um steuernd eingreifen zu können und zu gewährleisten, dass öffentliche Gelder möglichst korrekt, effizient und effektiv eingesetzt werden?

Nicht unwichtig ist zudem die Entscheidung, ob und wenn ja in welcher Weise sich Einrichtungen und Initiativen mit den jeweiligen Vorhaben selbst profilieren wollen oder ob sie bereit sind, mit anderen möglichst auf Augenhöhe zu kooperieren. Im ersten Fall können Ziele und Methoden ihrer Realisierung weitgehend selbst entschieden werden, der Erfolg (oder Misserfolg) wird in der öffentlichen Wahrnehmung einer Einrichtung zugeschrieben. Im zweiten Fall kommt

es viel auf gemeinsames Aushandeln an und auf die Bereitschaft, Erfolge zu teilen, aber auch Probleme gemeinsam durchzustehen.

Zum Weiterlesen

In dem im September 2014 veröffentlichten Bericht zur »Förderung von Modellprojekten kultureller Bildung« sind die untersuchten Förderkontexte mit ihrer Programmatik und ihren Verfahren sowie die Erfahrungsperspektive der Projektumsetzenden detailliert geschildert. Der Bericht kann heruntergeladen werden: <http://educult.at/featured/foerderung-von-modellprojekten-kultureller-bildung/>

Zu den Projektverantwortlichen

EDUCULT – Denken und Handeln im Kulturbereich ist ein unabhängiges Institut zur Forschung und Beratung an den Schnittstellen von Kultur, Kunst, Bildung und Politik mit Sitz in Wien.

Die Bundesakademie für Kulturelle Bildung Wolfenbüttel (ba) ist eine Fort- und Weiterbildungseinrichtung für Kulturschaffende und Kulturvermittlerinnen und -vermittler.

Anke Schad mit Tanja Nagel und Michael Wimmer (EDUCULT)

Großer Auftritt für kleine Filme – die KurzFilmAgentur Hamburg e.V.



Sie laufen stets ein wenig unter dem Radar: Kurzfilme. Alexandra Gramatke und ihr Team von der KurzFilmAgentur Hamburg wollen das ändern. Seit September werden sie dabei von einer FSJ-lerin unterstützt.

Haben Sie schon »So schön wie Du« gesehen? »Ulli«? Aber: »Die Nacht des Elefanten«, den kennen Sie schon, oder? Alle diese Filme sind im November mit der Lola ausgezeichnet worden, dem bedeutendsten Filmpreis seiner Art. Und da liegt der Hund begraben: Es sind alles Kurzfilme. Und die kommen in der öffentlichen Wahrnehmung im wahrsten Sinne des Wortes häufig viel zu kurz.

»Es gibt im Kurzfilm keine berühmten Stars. Sie laufen selten im Fernsehen oder im Kino. Und im Netz muss man genau wissen, wo man nach ihnen sucht, sonst ist man verloren«, fasst Alexandra Gramatke, die Leiterin der KurzFilmAgentur, das Dilemma der »Shorties« zusammen. Gramatke, 14 feste Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und viele Ehrenamtliche haben sich zur Aufgabe gemacht, das zu ändern.

Ihre Arbeit findet – ähnlich wie die des Filmvorführers – im Hintergrund statt: »Vieles, was wir tun, ist für die breite Öffentlichkeit gar nicht sichtbar«, so Gramatke. Der Vertrieb verkauft Sendelizenzen an Fernsehsender wie arte. Der Verleih beliefert Kinos, die Kurzfilme im Vorprogramm oder als Sonderprogramm laufen lassen.

»Museen, Galerien oder andere Kulturinstitutionen beauftragen uns, ein Programm zu einem bestimmten Thema zu kuratieren«, sagt Gramatke. Die Agentur arbeitet im Internet mit verschiedenen Plattformen zusammen, hat auch einen eigenen Onlineshop.

Zweimal im Jahr bekommen die Kurzfilme öffentlich eine große Bühne: zum einen beim Internationalen KurzFilmFestival, das im Juni 2015 seine 30. Auflage erleben wird. Alexandra Gramatke erinnert sich an die Anfänge: Es gab da diese »Gruppe Cineasten, die sich für eher abseitige Filme interessierte«. 1985 als »No Budget Festival« gestartet mit der Idee, Filme zu zeigen, die wenig kosten und von ihrer Machart unabhängig sind. Filme, die etwas ausprobieren.

Zum anderen machen die Hamburger seit 2011 auch beim Kurzfilmtag mit, der jedes Jahr am 21. Dezember stattfindet. Die charmante Idee ist aus Frankreich importiert: Am kürzesten Tag des Jahres sollen weltweit Kurzfilme gezeigt werden – auch an eher ungewöhnlichen Orten. »Wir machen im Kolbenhof ein Open-Air-Screening mit Feuerterrone und Glühwein. Das kommt immer erstaunlich gut an, obwohl die Leute uns jedes Jahr wieder fragen: »Seid ihr bescheuert? – Open-Air-Kino im Winter?«

Eventisierung ist das Stichwort. »Der Film als Film wird schwieriger zu vermarkten. Es muss immer noch etwas drumherum sein«, sagt Gramatke. Sie sieht den Trend als Herausforderung: »Ich finde es wichtig, dass man nicht jammert, sondern sagt: »Wenn es denn so ist, dann überlegen wir uns eine gute Aktion.«

Viel Arbeit also für die KurzFilmAgentur. Ein Grund dafür, dass im Büro in der Friedensallee seit September eine besondere Verstärkung sitzt: Die 18-jährige Barbara Herschel unterstützt die KurzFilmAgentur im Rahmen des FSJ Kultur – eine Premiere. »Mit jemanden, der so jung ist und direkt von der

Schule kommt, hatten wir bisher noch keine Erfahrung«, sagt Gramatke. Anfängliche Zweifel (»Ist die Person vielleicht überfordert hier?«) lösten sich schnell in Luft auf. Alexandra Gramatke: »Das ist für uns ganz toll, jemanden zu haben, der eine Generation repräsentiert, die wir ja auch erreichen wollen.« Barbara schmunzelt. Eine ihrer Aufgaben war es, Kurzfilme eines wenig bekannten Filmemachers aus den 80er-Jahren anzuschauen und ihre Meinung dazu kundzutun. Die alten Hasen waren unsicher: Interessiert so etwas die jungen Leute von heute überhaupt noch? Barbara aber war angetan. »So ein direktes Feedback ist super«, sagt Gramatke.

Für die 18-Jährige war klar, als sie sich für das FSJ Kultur entschied, dass sie etwas mit Film oder Foto machen wollte. Solche Angebote sind rar gesät. Dass es bei der KurzFilmAgentur geklappt hat, freut sie sehr. »Ich habe mich schon immer für Kurzfilme interessiert, bin auf Festivals gegangen«, erzählt sie. In den zwölf Monaten, die sie nun hier sein wird, wird sie alle Bereiche kennenlernen und soll sich ausprobieren dürfen. »Die Idee ist ja nicht, dass wir sie hier nur als Arbeitskraft »missbrauchen«, sondern dass sie hier auch viel lernt«, sagt Gramatke. In diesem Punkt sieht sie das FSJ kritisch: »Das ist schon problematisch: Wenn jemand einerseits Vollzeit hier arbeiten soll, aber andererseits gar nicht Vollzeit bezahlt wird.« Die jungen Freiwilligen erhalten ein Taschengeld von maximal 330 Euro. »Letzten Endes geht es nur, wenn die Eltern das finanzieren«, sagt Gramatke.

Mit Finanzen anderer Art hatte auch Barbara bereits zu tun: »Die ganzen Lizenzregelungen sind ziemlich aufwendig, obwohl das nur ein Bruchteil von einer Filmproduktion ist«, sagt sie. Ihr gefällt, dass sie bei der Agentur »so viel vom ganzen Drumherum beim Kurzfilm« mitbekommt. Außerdem hat sie noch einen Tipp: Den Kurzfilm »Sieben Mal am Tag beklagen wir unser Los und nachts stehen wir auf, um nicht zu träumen« müsse man unbedingt sehen! – Der kleine Film sei einfach großartig.

Simone Deckner

Mehr Infos zur KurzFilmAgentur gibt es auf der Seite: <http://agentur.shortfilm.com>.

FSJ Kultur – Begrüßung des neuen Freiwilligenjahrgangs

Von Anfang an gut organisiert ...

... Bericht einer Freiwilligen von der selbst gestalteten Begrüßungsveranstaltung

»Kultur ist ein Genuss, den ich nicht vermischen will«, »Kultur trägt maßgeblich zur Persönlichkeitsbildung bei« und »Kultur ist Glitzer« – diese ganz persönlichen »Kulturblitzlichter« präsentierten wir Freiwilligen der Kultursenatorin am 3. November im Deutschen Schauspielhaus bei der offiziellen Begrüßung des Jahrgangs 2014/15 im FSJ Kultur. Passenderweise glitzerte der Malersaal mit seinem funkelnden Vorhang im Hintergrund.

Der Ablauf dieses Empfangs wurde von uns Freiwilligen vorher im Einstiegsseminar vorbereitet und wir freuten uns darauf, die Kultursenatorin persönlich zu treffen und mit ihr in einen Dialog zu treten. Wir wollten gern wissen, wie der Alltag einer Kultursenatorin aussieht und was in Zukunft für das FSJ Kultur geplant wird. Doch auch Frau Kisseler sollte einen Einblick in unseren Alltag und unser Kulturverständnis erhalten.

Mit Statements aus unserer Arbeit in den Einsatzstellen haben wir Frau Kisseler unseren Alltag während des FSJ nähergebracht: »An meiner Arbeitsstelle ist besonders, dass sie Menschen in den Dialog bringt.«, »Positiv überrascht hat mich, wie viele unterschiedliche Aufgaben meine Einsatzstelle für mich hat.« oder auch: »Durch meine Einsatzstelle habe ich jetzt viele neue Omas und Opas.«. – Frau Kisseler sollte erfahren, welche Erleb-

nisse uns bewegt haben und was wir an unseren Einsatzstellen besonders schätzen.

Nach diesem dramaturgischen Einstieg begrüßte uns die Senatorin und erzählte, wie sehr ihr das FSJ Kultur gefalle. Sie berichtete, dass ihr schon früh klar war, dass sie in der Kultur arbeiten möchte. Sie übernahm die Leitung verschiedener Kulturämter und ist seit 2011 die Kultursenatorin Hamburgs. Unsere »Kulturblitzlichter« trugen wir verstreut im Raum vor und unterstrichen mit diesen die Rolle, die Kultur in unserem Leben spielt. Wir sagten, dass »Kultur sehr vielschichtig« ist. Und wir beharrten darauf, dass »Kultur für jeden zugänglich« sein sollte.

Im Mittelpunkt der Begrüßungsveranstaltung stand der Dialog mit der Senatorin, den drei von uns Freiwilligen in Form eines Interviews führten (unten im Bild). Frau Kisseler beschrieb unter anderem die Aufgaben einer Kultursenatorin und erzählte uns auch, dass ihr das Format des FSJ Kultur besonders auch deswegen gefalle, weil es uns Freiwilligen ermögliche, einen Einblick in die Arbeit von kulturellen Einrichtungen zu bekommen. Jede und jeder von uns könne so selber einen Beitrag zur Kultur leisten. Frau Kisseler vertrat außerdem die Ansicht, dass ein verpflichtendes, freiwilliges Kulturjahr für jeden Menschen ideal wäre, da man so seinen Horizont erweitere.

Da zu einem Dialog natürlich (mindestens) zwei Seiten gehören, stellte die Senato-



rin auch uns Freiwilligen eine Frage. Sie wollte wissen, wer von uns es sich vorstellen könne, auch später in der Kultur zu arbeiten. Eine Freiwillige antwortete, dass sie auch nach ihrem FSJ Kultur gerne mit Flüchtlingen weiterarbeiten würde, da diese Arbeit für sie sehr wichtig und bereichernd ist.

Wir alle hätten den Dialog gerne noch länger weitergeführt, doch die Kultursenatorin musste schon zu ihrem nächsten Termin. Bevor Frau Kisseler ging, verabschiedeten alle FSJ-Lerinnen und FSJ-Ler sie noch mit unterschiedlichen Danksagungen, in denen wir zum Ausdruck brachten, wie sehr wir uns über die Möglichkeit des FSJ Kultur in Hamburg freuen. Dieses Jahr, das für uns ja gerade erst beginnt, zeigt, dass auch wir Kultur beeinflussen können.

Um einen Teil unserer Arbeit zu visualisieren, stellten wir die Fotos aus dem Fotografie-Workshop beim Einstiegsseminar im Malersaal aus. Ich kann also im Namen von uns allen sagen: »Danke für die wundervollen Erfahrungen, die uns durch dieses Projekt ermöglicht werden!«

Die Autorin dieses Beitrags, *Anahita Sattarian*, ist FSJ-Lerin bei den Hamburger Öffentlichen Bücherhallen.



Fotos: Henriette Pogoda

Musikvermittlung mit ganzheitlichem Anspruch

Der Musikwettbewerb TONALi und das Festival zwölf.orte

Ein hoch dotierter Preis. Kompositionen von Beethoven, Brahms oder Tschaikowski. Nachwuchsmusikerinnen und -musiker, die ihr Instrument virtuos beherrschen. Hamburger Schüler rennen bei den Konzerten die Bude ein. – Wie schafft der Musikwettbewerb TONALi das?

»Unser Erfolgsrezept ist eigentlich ganz einfach«, sagt TONALi-Gründer und -Geschäftsführer Amadeus Templeton: »Wir begeistern die Jugendlichen, indem wir sie involvieren. Bei uns wird nicht gegessen, was auf den Tisch kommt, sondern es wird mitgekocht.«

Seit 5 Jahren schreibt TONALi jährlich einen Preis für Instrumentalisten zwischen 16 und 21 Jahren aus, immer im Wechsel für die Instrumente Geige, Cello und Klavier. In diesem Jahr hat ein 17-jähriger Geiger, Leonhard Fu aus Neumünster, den mit 10.000 Euro dotierten Hauptpreis gewonnen; für das nächste Jahr sind Cellistinnen und Cellisten gefragt, sich zu bewerben. Zwölf der besten Nachwuchsmusiker Deutschlands nimmt TONALi als Stipendiatinnen und Stipendiaten in sein Akademieprogramm auf. In mehreren Konzerten präsentieren diese ihr Können dem Publikum.

Schülerinnen und Schüler managen Musiker

Das Besondere an diesem Programm: Hamburger Schüler von zwölf verschiedenen Schulen sind aktiv in die Organisation und die Musikvermittlung eingebunden. »Jeder unserer Sti-

pendiaten wird an eine Partnerschule in Hamburg vermittelt«, erläutert Lea Gollnast, bei TONALi für Künstlermanagement & Education zuständig. »Dort organisieren die Jugendlichen ein Schulkonzert mit ihrem Partnerfinalisten und lernen die vielfältigen Aufgaben rund um den Moment des Auftritts eines Musikers kennen.« Dabei lernen die »Schülermanager« ganz praktisch, was es heißt, ein Konzert zu organisieren – von der Terminsuche und der Vorbestellung des Raums über die Werbung, den Kartenverkauf bis zum großen Augenblick des Konzerts selbst. »Irgendwann kam der Moment, wo man so entspannt war und alles drumherum vergessen hat«, so einer der »Schülermanager«.

Musikvermittlung auf Konzerten

Dabei ist der Kontakt der Musikerinnen und Musiker zu ihrer jeweiligen Partnerschule häufig sehr eng: Sie besuchen die Schüler, vermitteln ihnen Zugänge zu der Musik, die sie spielen, und lassen die Schülermanager und das Publikum an ihrer Begeisterung für ihr Instrument und die klassische Musik teilhaben.

Neue und überraschende Wege, wie man Jugendlichen klassische Musik nahebringen kann, haben sie vorher in einem Workshop von TONALi aufgezeigt bekommen. »Diese Konzerte unserer Stipendiaten sind ganz frei in der Gestaltung«, erklärt der TONALi-Mitgründer und -Geschäftsführer Boris Matchin. Die Musi-

ker stellen sich dabei auf ihr Publikum und auf dessen Vorwissen und Fragen ein. So hat der diesjährige Gewinner Leonhard Fu bei einem Stück einen seiner Schülermanager, der gleichfalls Geige spielt, mit auf die Bühne geholt. Sein Team an der Nelson-Mandela-Schule in Kirchdorf erlebte Fu als »wahnsinnig engagiert und toll«, wie er auf seiner Facebook-Seite schreibt.

Im September jeden Jahres wird es dann ernst: In der Festivalwoche stellen sich die zwölf Finalistinnen und Finalisten bei verschiedenen Konzerten einer Fachjury. Auch dabei sind die »Schülermanager« wieder gefragt: Sie wettstreiten im »TuttiContest« darum, welche Schule für die meisten Zuschauer im großen Konzertsaal sorgt. Wie so häufig gewinnt bei TONALi dabei nicht nur eine Schule – in diesem Jahr war das die Johannes-Brahms-Schule aus Pinneberg –, sondern von dem Erfolg profitieren alle am Projekt Beteiligten: Der 2.000 Menschen fassende große Saal der Hamburger Laeiszhalle ist beim Finale regelmäßig ausverkauft.

Hamburg zur Musikstadt machen

Neben Auftritten auf großen Bühnen bietet TONALi auch neue, zum Teil experimentelle Arten, klassische Musik zu hören: in diesem Jahr etwa ein Konzert im Dunkeln, bei dem eigens für TONALi komponierte Werke aufgeführt wurden. »Die Zuhörenden beschrieben ihre Musikrezeption als besonders intensives Erlebnis«, berichtet Matchin. Oder ein Auftritt der Gewinnerin des letztjährigen TONALi-Preises, der Pianistin Elisabeth Brauß, in der Budni-Filiale in der Hamburger Europa-Passage. »Wir freuen uns, wenn sich auch unsere Sponsoren und Partner, durch die wir uns komplett privat finanzieren, mit ihren Ideen und ihrem Engagement einbringen«, so Gollnast.

Neu in diesem Jahr ist das Festival »zwölf.orte/Klassik in deinem Kiez«, das sich direkt an den TONALi-Wettbewerb anschließt: Vom 14. Dezember 2014 bis zum 21. Februar 2015 organisieren 60 »Schülermanagerinnen und -manager« eigenverantwortlich in 12 Stadtteilkulturzentren und Bürgerhäusern – wie dem Sasel-Haus, der Zinnschmelze (Barmbek) oder dem Kulturpalast Hamburg (Billstedt) – zusätzliche Konzerte mit den Finalisten des Wettbewerbs. *Katja Strube*

Mehr Informationen: www.tonali.de



Foto: Swanhild Kruckelmann

Das Klingende Museum feiert Jubiläum

25 Jahre experimentelle Töne im Souterrain

Während Anna noch kichert, hat sich Marte die Tuba geschnappt. Und »klong« – ist auch schon das silberne Mundstück auf dem Holzfußboden gelandet. Das ist bei einer Tuba glücklicherweise so robust, dass es das kleine Missgeschick gut überlebt hat. Matthias, der Musikstudent, der an diesem Vormittag im Klingenden Museum Dienst hat, sieht's gelassen, schiebt das Mundstück wieder ins Instrument und hilft Marte, ein paar Töne aus der Tuba zu zaubern. Währenddessen sind Anna und die 15 anderen Kinder der Katholischen Schule Bergedorf damit beschäftigt, dasselbe an Posaunen, Trompeten und Hörnern zu versuchen. Im E-Saal der Laeishalle klingt's für eineinhalb Stunden ziemlich skurril. Aber so hört sich das eben an, wenn Kinder ein Museum besuchen, in dem es keine Schilder gibt, auf denen »Berühren Verboten!« steht. Am Alphorn (eigentlich ja aus Holz, aber wegen des Mundstücks trotzdem ein Blech-Blas-Instrument) hat sich unterdessen eine Schlange gebildet. Wie das alles hier so funktioniert und worauf man achten muss, haben die Kinder schnell verstanden: Mit den Instrumenten vorsichtig sein, hineinblasen, ohne dass die Backen sich aufpusten, dann Mundstück raus, desinfizieren, Mundstück wieder rein. Der Nächste, bitte!

Nachvollziehbare Musikvermittlung – dafür steht in Hamburg seit 25 Jahren das Klingende Museum! Als Prof. Gerd Albrecht, der langjährige Generalmusikdirektor der Hamburgischen Staatsoper und des Philharmonischen Staatsorchesters Hamburg, das bis dahin einzigartige Museum 1989 gründete, war er seiner Zeit weit voraus. Denn Musikvermittlung im großen Stil gab es damals noch nicht. Erst fast zehn Jahre später – 1998 – wurde der erste Studiengang »Musikvermittlung« an einer deutschen Hochschule angeboten – in Detmold. Studierende in Hamburg können ihren Masterabschluss auf diesem Gebiet sogar erst seit 2009 ablegen.

Bettina Fellingner, seit 1997 Geschäftsführerin des Museums, ist vom ursprünglichen Konzept der Einrichtung, die mittlerweile von der Oper in die Laeishalle gezogen ist und nun darauf wartet, in die Elbphilharmonie umzuziehen, noch immer überzeugt: Instrumente zum Anfassen statt hinter Glas (das »LAG Info« berichtete ausführlich im Jahr 2010).

»An diesem Prinzip wurde in den vergangenen 25 Jahren auch nichts verändert«, sagt sie. Und doch hat sich das Museum weiterentwickelt. »Anfangs gab es schon mal Vorträge von Instrumentalisten«, erzählt sie. »Da stellte dann ein Klarinettist eine dreiviertel Stunde lang seine Klarinette vor. Aber die Kinder hat das größtenteils einfach überfordert.« Eine Erfahrung, die zu neuen Ideen führte: Museumsführerinnen und -führer sind seit 1997 vor allem Schulmusikstudierende wie Matthias. »Das Gute ist, sie spielen meist ein oder mehrere Instrumente sehr gut. Die anderen lernen sie bei uns«, sagt Bettina Fellingner. Und wer sein Musikstudium über die Mitarbeit beim Klingenden Museum finanziert hat, geht, so die Erfahrung, meist auch entspannter ins Referendariat. »Das Museum ist für die Schulmusikstudenten die beste Schule!«

In den 25 Jahren seines Bestehens ist das Klingende Museum für viele Schulen in Hamburg zu einem festen Bestandteil des Musikunterrichts geworden. Durchschnittlich 300 Klassen besuchen das Museum im Jahr – das sind gut 8.000 Kinder, die sich jeweils für ein paar Minuten eine Geige unter's Kinn klemmen können, den Unterschied zwischen den tiefen Tönen einer Bass-Blockflöte und den hohen einer Sopran-Blockflöte herausfinden, das erste Mal ein Harfe spielen oder gemeinsam an Bongos und Kongas trommeln. Und seit fünf Jahren macht sich das Team des Museums mit dem Klingenden Mobil auch selbst auf den Weg zu den Kindern. Ziel: meist Grund- oder Vorschulen sowie Kitas. Dann werden vor Ort die Instrumente ausgepackt und ausprobiert.

Zum 25-jährigen Bestehen machte das Museum seinen Besucherinnen und Besuchern jetzt ein besonderes Geschenk: Im großen Saal der Laeishalle dirigierte Marius Stieghorst die Hamburger Symphoniker. Auf dem Programm stand Benjamin Britten's »The Young Person's Guide to the Orchestra«. Eingeladen waren 1.500 Schulkinder aus dritten bis sechsten Klassen. Idee und Konzeption für das Konzert stammten von Anke Fischer, der Leiterin Musikvermittlung im Klingenden Museum, und dem Schauspieler Martin Schwanda, der als Kunstfigur Theodor auch durchs Programm führte. Ties Rabe, Präses der Bildungsbehörde,



Foto: Karin Gerdes

meinte als Schirmherr der Veranstaltung: »Musik zu hören, ist eine Sache. Töne jedoch selbst zu erzeugen, Klänge zu erforschen und Instrumente auszuprobieren, kann zu einer lebenslangen Leidenschaft und Bereicherung der eigenen Persönlichkeit werden.« So wie bei den Kindern aus Bergedorf. Klar wollen die Jungs jetzt eigentlich alle unbedingt endlich doch ... na was wohl? – Schlagzeug lernen. Und Trompete. Und Saxophon. Oder einfach noch mal wieder kommen!

Stephanie Schiller

Anmeldung unter 040-35752343 (Montag bis Freitag von 10 bis 15 Uhr) oder per E-Mail an: hamburg@klingendes-museum.de.

+++ »China Time« in Hamburg +++ »China Time« in Hamburg +++ »China Time in

›Die vier Schätze des Gelehrtenzimmers‹



Mit der Reihe »China Time« bietet die Stadt Hamburg Bürgerinnen und Bürgern, Unternehmen und Verbänden eine Plattform für Veranstaltungen, die sich mit chinesischer Kultur befassen. Unter dem Leitthema »Schrift« gab es in diesem Jahr auch für die Jüngsten einiges zu entdecken.

Nur jedes zweite Jahr darf der Drache die Kupferhütte Aurubis auf der Veddel verlassen, um knapp drei Wochen lang in der Hamburger Innenstadt frische Luft zu schnupern. Dieses Jahr war es wieder so weit. Während der »China Time« vom 4. bis zum 23. November hielt der sieben Meter lange, fünfeinhalb Meter hohe und fast viereinhalb Tonnen schwere Glücksbringer allen Passanten, die die Reesendammbücke zwischen Jungfernstieg und Rathausmarkt passierten, zutraulich seine linke Pfote hin. Das durfte auch als Aufforderung verstanden werden, die eine oder andere der über 200 Veranstaltungen zu besuchen, die im Rahmen der Reihe »China Time« Hamburgs enge Beziehung zum »Reich der Mitte« präsentieren und untermauern sollen. Neben Ausstellungen, Lesungen, Vorträgen, Musik, Meditation und kulinarischen Angeboten lud die Panorama-Rotunde »Shanghai 360« am Ballindamm Besucherinnen und Besucher ein, sich mittels 60 digital zusammengesetzten Fotografien einen täuschend echten Eindruck von der Millionenmetropole an der Mündung des Huangpu-Flusses zu verschaffen.

Seit 1986 ist Shanghai Hamburgs Partnerstadt. Das mag Ole von Beust im Jahr 2002 beflügelt haben, bei seinem Antrittsbesuch in China mit einem besonderen Geschenk aufzuwarten, zumal er von Ministerpräsident Zhou Rongji höchstpersönlich emp-

fangen wurde – dem früheren Bürgermeister von Shanghai: Die seit 1988 bestehenden Hamburger »Chinawochen« sollten zu einem Forum von großer Strahlkraft ausgebaut werden. Es dauerte allerdings noch vier Jahre bis 2006 die erste »China Time« in der Kunsthalle stattfand.

Natürlich sind die Bindungen Hamburgs an die weltweit zweitgrößte Wirtschaftsmacht nicht nur symbolischer Natur. Über 500 chinesische Unternehmen haben sich in Hamburg angesiedelt. Weitere 600 Firmen unterhalten Beziehungen zu China, das als Handelspartner rund ein Drittel aller Container im Hamburger Hafen in Anspruch nimmt. Neben Düsseldorf zählt die Hansestadt zu den wichtigsten Handelspartnern Chinas unter den deutschen Städten.

Da ist es nur recht und billig, dass »China Time« auch die chinesische Kultur und Politik ins Licht der Aufmerksamkeit rückt, wobei letztere ja durchaus ihre Schattenseiten hat. An der Elbe unbeschwert chinesische Folklore feiern, während die Demokratiebewegung in Hongkong sich mit Regenschirmen gegen staatlich verordnete Tränengassalven stemmt, wäre mehr als geschmacklos. Doch auch Ausstellungen wie »Tibet – Nomaden in Not« im Museum für Völkerkunde oder eine Diskussion mit dem Schriftsteller Yu Hua, dessen Buch »China in zehn Wörtern« in seinem Heimatland verboten wurde, gehören zum Programm.

Dank der Initiative des Festivals Kinder-Kinder wird das diesjährige Leitthema der chinesischen Schriftkunst auch für die Jüngsten anschaulich aufbereitet.



Hamburg +++ »China Time« in Hamburg +++ »China Time« in Hamburg +++ »China Time« in Hamburg +++ »China Time« in Hamburg +++

In der Zentralbibliothek der Bücherhallen besuchen 23 Schülerinnen und Schüler der Klasse 5c des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums einen von 8 Kalligrafie-Workshops, in dem sie sich selbst mit Pinsel und Tusche ausprobieren können. Zuerst aber führt Kursleiterin Cao LiJun die Kinder durch die Bibliothek. Dort nämlich zeigt eine ebenfalls vom Verein KinderKinder initiierte Ausstellung, welche vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten das chinesische Schriftsystem bietet – selbst für den, der die Bedeutung der Zeichen nicht kennt. 68 Werke sind hier zu bestaunen.

Ins Staunen gerät man, weil die Künstler, die diese teilweise über zwei Meter hohen Papierbahnen mit kunstvollen Symbolen verziert haben, selbst noch Schülerinnen und Schüler sind – der jüngste gerade sechs Jahre alt! Das sei besonders beachtlich, erklärt Cao LiJun, da man zwei bis drei Jahre ausdauernd trainieren müsse, um Zeichen in dieser Größe und Perfektion zu Papier zu bringen. Viele chinesische Kinder beginnen schon vor der ersten Schulklasse, diese 3.000 Jahre alte Kulturtechnik zu erlernen.

Damit nicht genug, gibt es unterschiedliche Schreibstile, die stark voneinander abweichen. Drei davon können die Kinder an den Bildern der Ausstellung gut voneinander unterscheiden: In der Standard- oder Regelschrift, in der etwa Zeitungen gedruckt werden, hat jedes Zeichen – vergleichbar unserer Proportionalsschrift – die gleiche quadratische Ausdehnung. Die Kanzleischrift mit ihren zahlreichen gedrängten senkrechten und waagerechten Linien weist dagegen individuelle Merkmale einer Handschrift auf, wobei besonders in der großen Ausführung auffällt, dass alle Linien die gleiche Stärke haben. Besonders charakteristisch erscheint der als Gras- oder Konzeptschrift bezeichnete Stil, der für das untrainierte Auge salopp gesagt so aussieht, als habe die oder der Schreibende vorübergehend die Selbstbeherrschung verloren. Man spürt förmlich die hohe Geschwindigkeit, mit der die fließenden, ineinanderlaufenden Linien zu Papier gebracht wurden, mal mit zarter Pinselspitze, mal mit kräftigem Druck.

In der sogenannten verrückten Kursivschrift wird der impulsive, eigenwillige Gestus der Grasschrift besonders deutlich. Selbst für viele Muttersprachler sei diese Schrift nicht



Workshopleiterin Cao LiJun

immer lesbar, erklärt Cao LiJun, da jede Künstlerin und jeder Künstler einen ganz eigenen Stil entwickle. Spätestens hier wird den jungen Leuten im Kalligrafie-Workshop klar, dass die chinesische Symbolschrift sich von unserer alphabetischen Schrift nicht nur äußerlich stark unterscheidet. Man kann mit ihr (abstrakte) Bilder malen. Dafür hat Cao LiJun in einem Raum neben der Kinderbibliothek schon einiges vorbereitet.

Zur Grundausstattung der chinesischen Kalligrafie gehören – genau wie zur traditionellen chinesischen Malerei – vier essenzielle Werkzeuge, die »vier Schätze des Gelehrtenzimmers«: ein oder mehrere Pinsel, schwarze Tusche, ein Tusche- bzw. Reibstein (früher wurde die Tusche noch angerieben) und Reispapier, das übrigens nicht so heißt, weil es aus Teilen der Reispflanze hergestellt wird, sondern weil es in einer Gegend erfunden wurde, die für ihren Reisanbau berühmt war, erklärt Cao LiJun. Und dann noch einige grundlegende »Benimmregeln«: Reden einstellen, Rücken gerade, Schultern locker und beide Füße auf den Boden, damit die Lebensenergie, das »Chi«, ungehindert durch den Körper auf das Papier fließen kann. Sogar kennt man aus dem schulischen Kunstunterricht hierzulande eher nicht.

Jetzt zeigt Cao LiJun, wie aus dem einfachen Abbild der Sonne, des Mondes, eines

Bergs oder Baums sich durch Abstraktion mit der Zeit die heutigen Symbole entwickelt haben. Zwei Baumsymbole bedeuten »kleiner Wald«. Drei sind schon ein »großer Wald«. Eigentlich ganz einfach. Das aber mit dem Pinsel halbwegs hübsch aufs Papier zu bringen, ist eine Herausforderung. Etwas zu stark gedrückt und auf dem saugfähigen Untergrund zeichnet sich ein dicker Klecks ab, den man eigentlich nicht haben wollte.

Ein Schüler fragt, wie er den Pinsel halten soll. Er ist Linkshänder. LiJun zögert. Linkshänder seien in der Kalligrafie eigentlich nicht vorgesehen. Dass viele traditionell orientierte Chinesinnen und Chinesen links als die »dunkle« Seite betrachten, sagt sie zum Glück nicht. Stattdessen gibt es Lob für die ersten Versuche, einen Strich zu malen, für den man sechs Pinselbewegungen ausführen muss. Jeder Strich hat einen Namen. Dieser heißt »héng«, ein anderer »shù«. Nach und nach nehmen die Zeichen auf den Reispapieren Gestalt an. Und auch Cao LiJun greift zum Pinsel. Ihr Onkel ist ein berühmter Kalligraf. Sie selbst hat mit vier Jahren begonnen, diese Kunst zu erlernen. Am Hamburger Konfuzius Institut bringt sie Erwachsenen diese chinesische Schönschrift bei und demnächst – nach den positiven Erfahrungen der letzten Woche – wohl auch Kindern.

Sören Ingwersen

KIKU und LOLA laden ein: zur Tagung »Als Kind schon auf dem Abstellgleis?«

Am 5. und 6. Februar 2015 wird sich im Hamburger Südosten alles um das Thema »Bildungsgerechtigkeit durch kulturelle und sprachliche Bildung« drehen.

Die Frage des gerechten Zugangs zu Bildung, der Teilhabe am Bildungssystem und der Aufstiegschancen durch Bildung ist eine zentrale Frage für Gegenwart und Zukunft. Auch wenn das Prinzip der Chancengleichheit eine Maxime für die bundesdeutsche Bildungspolitik darstellt, hat Deutschland in Sachen Bildungsgerechtigkeit großen Nachholbedarf. In kaum einem anderen Industrieland

hängen die Bildungschancen so stark von der sozialen Herkunft ab. Einen möglichen Weg zu mehr Bildungsgerechtigkeit bietet die Verbindung von Kulturarbeit und Sprachförderung, denn Sprachbildung mit künstlerischen Mitteln eröffnet Kindern neue sprachliche Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten.

Ziel der Tagung ist es, Handlungsperspektiven für den Weg in eine bildungsgerechtere Zukunft zu entwickeln und in diesem Zusammenhang auch besonders das Potenzial kultureller Kinder- und Jugendbildung auszuloten.

Das Tagungsprogramm findet man hier: www.kiku-hh.de/tagung.html. Auf dieser Seite kann man sich ab sofort auch anmelden.

Kritisch betrachtet

Das Schwanken der Schwalbe



Fotos: Richard Stöhr

Malen ist Fluss und Energie, Kraft und Bewegung, gebannt in Farbe und Form. Die Idee, bildende Kunst und Tanz, chinesische Kalligrafie und körperlichen Ausdruck aufeinander zu beziehen, ist also keinesfalls abwegig. »Tanzende Zeichen« heißt die Performance für Zuschauer ab fünf Jahren, die in der Veranstaltungsreihe »China Time« als deutsch-chinesische Koproduktion des Festivals KinderKinder und brand nu dance vom 13. bis zum 16. November auf Kampnagel zu sehen war.

Der Hamburger Tänzer Philipp van der Heijden alias Fifi und die Shanghaier Tänzerin Nunu Kong kündigen den Meister an: den chinesischen Kalligrafen »Mr. Wang«. Ihm allein gehört jetzt die leere Bühne. Er rollt einen Tisch herein, bedeckt ihn mit einem Tuch, fixiert das Papier mit Gewichten, holt das Pinselsortiment und die schwarze Tusche, zieht seine Jacke aus und nimmt einen Schluck Grünen Tee. Dann führt er mit elegantem Schwung den Pinsel.

Die ausgedehnte Vorbereitung ist Bestandteil einer Zeremonie, zu deren Handwerk nicht das Klappern, sondern Stille und Konzentration gehören. Für die jungen Zuschauerinnen und Zuschauer eine echte Geduldssprobe.

Mr. Wangs erstes Werk wird an Fäden aufgehängt und Fifi versucht, das in der Luft schwankende schiefe Strichmännchen zu imitieren. Er wankt hin und her, tappt staksig über die Bühne. Einige Kinder kreischen vor Vergnügen. Gemalte Zeichen ins Tänzerische zu überführen, ist das Grundprinzip der Aufführung. Doch der Blickwinkel auf die Papierbahnen am Boden und die Seitenwand, an der später weitere Zeichen hinter einem Vorhang erscheinen, ist ungünstig.

Mr. Wang erzählt die Geschichte, die er zu traditioneller chinesischer Musik auf Papier gepinselt hat: Ein Mann kehrt nach langer Zeit zurück nach Hause. Doch irgendetwas hat sich verändert. Er fühlt sich wie ein Fremder. Wang erzählt auf Chinesisch, Nunu übersetzt ins Englische, Fifi ins Deutsche. Das Ende der Geschichte bleibt offen. Desgleichen viele Fragen. Mehr als einmal wollen Kinderstimmen aus dem Publikum wissen: »Warum?«. Der Einsatz einer Kamera und einige erklärende Worte hätten helfen können, den Entstehungsprozess dieser fremdartigen Zeichen besser verfolgen und verstehen zu können.

Erst nach der Vorstellung, bei Begehung der Bühne, sehen wir unter den großen chinesischen Symbolen die kleingeschriebenen

Übersetzungen: »Mensch«, »Haus«, »Pferd«, »Mond«, »Vogel« und »Schwalbe«. Als Pferd war Fifi wiehernd über die Bühne galoppiert. Und die Schwalbe sieht dem Strichmännchen vom Beginn ähnlich – das eigentlich aber »Himmel« bedeutet. Solche Zusammenhänge zwischen Bild, Bewegung und Bedeutung erschlossen sich während der Aufführung nur sehr bedingt. Auch agierten Maler und Tänzer eher im zeitlichen Nacheinander als miteinander. Denn die in sich gekehrte, meditative Haltung des Kalligrafen, dessen Raumempfinden in der Pinselspitze quasi auf einen Nullpunkt zusammenschmilzt, ist mit der raumgreifenden und -durchmessenden Kunst des Tanzes nur schwer vereinbar.

Die Lösung dieses Problems wurde auf Kampnagel nur in Ansätzen sichtbar. Die Probenarbeit in Shanghai und Hamburg war schwierig und nach dem Ausscheiden der Regisseurin kurz vor der Premiere sprang die Koproduzentin Nunu Kong aus Shanghai als Tänzerin ein und entwickelte mit Philipp van der Heijden in vier Tagen »Tanzende Zeichen«. Sie führten das Experiment zu einem nicht ganz unglücklichen Ende. So kann es kommen, wenn Künste und Kulturen sich erstmals zum gemeinsamen Schwalbenflug verabreden.

Sören Ingwersen

